

Literatur des Auslandes.

N^o 149.

Berlin, Montag den 12. Dezember

1836.

Finnland.

Ausflug von St. Petersburg nach Finnland und dem Imatra.

Seit etwa zehn Jahren — ich achte eben nicht sehr auf die Zeit — seitdem eine ebene Chaussee Petersburg mit der Gränze von Finnland verbindet; seitdem in den Bewohnern der Nordischen Hauptstadt, welche bereits sehr stark zu reifen beginnen, der Fanatismus für Land-Parteien sich gesteigert hat; seitdem man auf Kamanoi-Dorff*) der nahen Nachbarschaft und des Staubes wegen nicht mehr leben kann — ist der Imatra, wo bereits ein Englischer Park und ein Kaiserlicher Palast entstanden sind, das Mecca geworden, wo jeder gebildete Mann und jede wohlgezogene Dame ihre dem Sommer geweihte Reise zu beschließen verpflichtet sind, wenn sie auf das Recht Anspruch machen wollen, sich: „Hadschi“ oder „sporting gentlemen“ nennen zu dürfen. An den Ufern der Wotja werden kleine Lager von bunten Zelten aufgeschlagen, welche von Jägern in Pariser Kostümen und von Fischern mit seidnen Netzen und Angeln von rothem Holze bewohnt werden. Heiterkeit, Empfindsamkeit, zarte Hoffnungen und kleine ländliche Abenteuer verlassen Petersburg im Juni, um im Großfürstenthum Finnland ein Nachtquartier zu nehmen.

Mit den ersten Strahlen der Sonne hatten wir bereits die Gränze von Finnland erreicht; nur die schmale Seitra, welche einst die Gränze zwischen dem Russischen Reiche und dem Schwedischen Gebiete machte, trennte uns noch von dem Großfürstenthum. Wir fuhren auf das jenseitige Ufer hinaus, und der erste Eindruck, der erste so äußerst angenehme Eindruck für den Sterblichen, welcher im offenen Wagen fährt, war, daß das holperige Pflaster und der Triebfand, auf welchem wir bisher gefahren, geschleift und gehüpft waren, sich hier in einen ebenen Weg, so glatt wie aufgespannte Leinwand, verwandelten. Pfeilschnel flogen wir jetzt dahin, und einen Augenblick später bielten wir auf der ersten Finnländischen Poststation. Ohne nach der Podorofna**) zu fragen, reichte uns der Inhaber des Posthofes das Däg-bol hin, d. h. das Buch, in welches jeder Durchreisende seinen Namen, so wie den Ort, woher er kommt, und den, wohin er geht, nebst der Anzahl von Pferden, mit denen er fährt, eintragen muß. An der Seite ist dann noch eine Rubrik für Bemerkungen, die fast immer weiß bleibt, aber doch ein Schrecken für Posthalter und Postkellere ist, da das Befehl dieselben mit harter Strafe für die geringste Beleidigung der Reisenden bedroht. Der Postkellere wagt sogar nicht einmal, um Trinkgeld zu bitten, da er Gefahr läuft, mit zwölf Peitschenhieben dafür bestraft zu werden. Dagegen müssen aber auch die eiligen Reisenden, welche im eigentlichen Rußland mit geschwungenem Säbel auf der Station anlangen und herrisch: „Pferde!“ schreien, die im Voraus schon in jedem Posthalter nur einen Dieb und Gauner sehen, hier höflich seyn, wenn sie nicht mit der Finnländischen Themis anbinden wollen, die weder Schnurrbart noch Sporen berücksichtigt und die Strafen von fünf, zehn und zwölf Silberrubeln von dem Störenfried der guten Ordnung, ohne Ansehen der Person, sogleich einzieht. Dies Alles kann man genau sehen aus den „Vorschriften“, welche auf jeder Station neben dem Tarife des Postgeldes, der Anzahl der Werkze und Pferde und der Lebensmittel — wenn solche nämlich vorhanden sind — an der Wand hängen. Gewöhnlich aber dienen diese Papiere nur zur Verzierung der Wände und als Denkmal der scharfsinnigen Gesetzgebung Finnland's. Einige dieser Vorschriften sind besonders bemerkenswerth und machen der Absicht, in welcher sie verfaßt sind, alle Ehre. So darf z. B. Niemand, ausgenommen in sehr dringenden Fällen, während des Gottesdienstes an Sonntagen Pferde fordern und weiter reisen. Diese Verordnung giebt gleich auf der ersten Station eine vortheilhafte Idee von den Sitten des Volkes, welches in der That gottesfürchtig und fromm ist. Ungeachtet der bedeutenden Entfernung, auf welche größtentheils die Finnischen Wohnungen von der Kirche abliegen, verläßt der hiesige Landmann doch stets sein Haus, um die einfache und ihm verständliche Predigt seines Pastoren zu hören. Wenn aber Krankheit oder Alter dies zu thun nicht gestattet, der bleibt dabei und singt für sich Psalmen aus dem Gesangbuche. Wie oft habe ich sogar auf den um Petersburg gelegenen Tschuchischen Dörfern Knaben und Mädchen gesehen, welche ihren gebrechlichen oder blinden Großältern stundenlang aus der heiligen Schrift vorlasen.

Die lutherischen Pastoren verlangen durchaus von ihren Pfarrkindern, daß jedes derselben wenigstens lesen könne, und halten das Volk

*) Ein Stadtviertel Petersburg's.

**) Ein Paß zu Postpferden.

zur Glaubenspflicht an. Bei dem Lobe, welches ich den Finnen in Hinsicht der Gottesfurcht ertheile, muß ich auch noch andere gute Eigenschaften erwähnen, die ich bei ihnen gefunden habe, als — Gutmüthigkeit, Dienstwilligkeit, beispiellose Ehrlichkeit und sogar Unzuchtlosigkeit, welche bei ihrer großen und fast allgemeinen Armuth um so unbegreiflicher ist. Allerdings bemerkt man bei ihnen auch bisweilen Faulheit, Unreinlichkeit, Halsstarrigkeit und Neigung zum Trunke — obgleich im Allgemeinen in weit geringerem Grade, als bei den Petersburgern — so wie auch Gleichgültigkeit für ihren eigenen Vortheil, welche mitunter bis zur Gefühllosigkeit geht. Man muß jedoch größtentheils ihre Armuth dem Lande selbst, der Rauheit des Klima's und anderen Lokal-Verhältnissen zuschreiben, von denen besonders das Eine als sehr wesentlich hervortritt: daß die Finnen seit undenklichen Zeiten schon immer ein unterjochtes Volk waren. Obgleich sie in alter Zeit von angeborenen Herrschern regiert wurden, so waren diese Herrscher doch nichts Anderes, als Anführer oder die Kerkelen wilder Herden, welche jeder bürgerlichen Einrichtung fremd, in Wäldern und Einöden vom Thier- und Fischfange lebten. In eine Menge einzelner Stämme getheilt, welche sich erst unter einander anseindeten, konnten sie kein politisches Ganze bilden und wurden daher früh schon die Beute ihrer Nachbarn. Im siebenten Jahrhundert schon vereinigte der Schwedische König Iwar Wisammi mit seinen übrigen Ländern einen bedeutenden Theil des Gebietes von „Suoma“ oder „Suomenma“ d. h. Sumpfland, wie die Bewohner Finnlands es nannten, sich selbst „Suomalaiset“ nennend. Seine Nachfolger, welche diese Eroberung bald vertoren, bald von neuem ihre Macht daselbst befestigten, drangen bis in die entlegensten, damals noch ganz wilden und unbekanntesten Theile Finnlands. In der Mitte des zwölften Jahrhunderts, zur Zeit Erik's IX., des Heiligen, wurden durch den Eifer des Bischof Heinrich von Upsala, eines Engländer von Geburt, die ersten Keime des Christenthumes in den südlichen und südwestlichen Gegenden, d. h. im eigentlichen Finnland, Satakund und Nyland ausgestreut.

Im Jahre 1249 unterjochte der Schwedische Herrführer, Birger Jarl, Osterbotten, wo auch sogleich der wahre Glaube befestigt wurde; im Jahre 1293 aber vereinigte der Beherrscher Schwedens, Lorkell Knutson, den ganzen übrigen Theil von Finnland — Sawolax und Karellen bis zum Ladoga- und Onega-See — mit dem Schwedischen Reiche und sicherte seine Eroberung durch Erbauung einiger Schlösser und Festungen, welche den Schweden ziemlich lange den ruhigen Besitz derselben erhielten. Im Jahre 1348 fiel der östliche Theil von Finnland neuen Eroberern zu. Dem Könige Magnus II. oder Smel, welcher die Nowgoroder zum katholischen Glauben bekehren wollte, gelang sein Unternehmen jedoch nicht, vielmehr mußte derselbe, von den Letzteren an den Ufern der Njchora geschlagen, das Gebiet von Nowgorod bis zur Seitra aufgeben. Diese Gränze zwischen zwei sich ewig betriegenden Mächten konnte jedoch nicht beständig bleiben. Das Schwert des Siegers führte die Gränzmark willkürlich immer weiter, und so wurde das arme Finnland der Schauplatz fortwährender Blutvergießungen, Räubereien und Feuersbrünste; bis endlich die Verträge von Nystadt und Abo dem Russischen Reiche Finnland bis zum Klümen und nach dem Kriege im Jahre 1809 sogar bis Tornea zusicherten.

Aus dieser flüchtigen Uebersicht der letzten sechs Jahrhunderte der Geschichte Finnlands aber dürfte wohl nur mangelhaft zu sehen seyn, daß wir jetzt nicht auf einem Heu-Sacke, sondern auf ziemlich sicheren, über der Achse befestigten Sitzen schweben. Dennoch muß ich von vorn herein gleich sagen, daß der Russische Wagen, auf welchem wir unsere Reise begonnen hatten, hier mit einer zweirädrigen Taretalle, Sig oder, wie man dies Fuhrwerk hier zu Lande nennt, mit einem Karjol vertauscht wurde. Ein rottblöthiger, grauäugiger Finne fuhr uns, der zwischen seinen Zähnen, weiß wie Elfenbein, eine kurze Pfeife mit Rauchtaback hielt, während an dem Gürtel, welcher seine gestreifte Leinwand-Jacke zusammenfaßte, ein Hörnchen mit Schnupftaback hing. Mit bewundernswürdiger Geschicklichkeit balancirte der Finne auf der Deichsel der Taretalle und flog, seinen kleinen, wie die Füchse so rothen Pferdchen fortwährend zuschreiend, gleichsam wie der Wind auf der Granit-Chaussee dahin, indem er gewandt den großen Steinen auswich, welche häufig zu beiden Seiten der Straße lagen. Bis zwei Stationen vor Wiborg ist die ganze Umgegend mit dergleichen Steinen wie übersät, und je weiter man vorschreitet, desto mehr nehmen dieselben an Anzahl und Umfang zu, indem sie durch ein Spiel der Natur die verschiedenartigsten und seltsamsten Formen erhalten haben. Hier an den Ufern des Sees, zwischen den Gesträuchen, liegen eckige Granit-Trümmer, welche man beim ersten Anblick sehr leicht für ein kleines Dorf halten könnte. Dort blicken wifgeformte Kieselsteine durch das Dickicht des

Waldes wie Ungeheuer, welche dem Reisenden auslautern, um ihn zu zerreißen, weiterhin streckt Euch ein ungeheurer Monolith seine kalten, rauhen Hände entgegen, dort aber an dem Fämpel vor dem Fichten-Walde steht eine Reihe Quadersteine, wie die Opferaltäre der Skandinavischen Götter, auf denen man rothe Flecken von Eisenz bemerkt, welche der Phantasie für Menschen-Blut gelten können, das hier auf Odin's Altären vergossen worden. Wohin man sein Auge auch wenden mag, überall ragen unzählige, bald in Haufen gesammelte, bald willkürlich zerstreut liegende Granit-Massen hervor, deren Anblick dem allgemeinen Bilde der Gegend den Ausdruck der Unfruchtbarkeit und Zerstörung verleiht, indem es scheint, daß der erzürnte Himmel hier die Erde mit einem Stein-Regen überströmt habe, so daß der wißbegierige Verstand sich in allerlei Räthsel vertieft, um zu erklären, durch welche Kräfte diese Erscheinung hervorgebracht worden sey? Mag dieselbe nun auch eine Ursache haben, welche sie wolle, wir wenden uns jetzt zu jenem Hügel, von welchem aus sich eine herrliche Landschaft unseren Blicken erschließt.

In den Wäldern und Hügeln hinstreifend, fällt das Auge auf die blaue Fläche des Baltischen Meeres, an dessen Rande eine Stadt liegt, in deren Mitte ein alter Thurm und einige Glockenspitzen sich erheben, während zur Linken und zur Rechten zwei Vorstädte sich ausbreiten; diese Stadt ist Wiborg, die Hauptstadt von Alt-Finnland.

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen, und der Meerbusen umzog sich mit Wolken, als wir, nachdem wir die südliche Vorstadt hinter uns gelassen hatten, das mitten durch den Festungswall geführte Thor passirten und in die Stadt einfuhren. Die Wache verlangte unsere Pässe, welche uns eine Minute darauf schon zurückgereicht wurden, und bald flog das Kariol auf dem Pflaster dahin, so daß es auf dem groben Kiesel kläglich erdröhnte. Wir befahlen, uns zu dem Gastwirth „Motti“ zu fahren, dessen Haus uns als ein ziemlich guter Gasthof empfohlen worden war. Der einfältige Et-Moista aber verstand uns nicht und wollte uns durchaus nach dem schmutzigen Posthause fahren. Endlich nach langer Wanderung durch die engen und gefährlichen Straßen, welche lebhaft an das gute Neval erinnern, gelangten wir nach einem zweistöckigen steinernen Gebäude von ziemlich manierlichem Neugeren. Eine breite hölzerne Treppe, welche unter unseren Füßen jitzerte, führte uns in die obere Etage. Die Wirthin, eine dienstwillige alte Frau, mit einem Bunde Schlüssel am Gürtel, wie dies einer Wirthin geziemt, eilte, uns zu bewillkommen, und befahl, uns ein noch nicht besetztes Zimmer anzuweisen. Eine Tasse Thee mit den berühmten Wiborg'schen Brezeln kam sehr gelegen, um die ermüdeten Reisenden zu stärken, und eine halbe Stunde später sanken wir schon auf weiche Federbetten nieder, indem wir von ganzer Seele diese hier noch heilige Schwedische Gewohnheit priesen.

Am folgenden Morgen, als wir kaum erwacht waren, erschien eine rothge runde Finnin, im rothen Nieder und gestreiftes Stocke mit einem großen Präsentir-Teller, auf welchem alles Zubehör eines guten Frühstückes stand. — Keine üble Sitte! Ich sehe mich an das Fenster, wo sich meinem Blicke ein Theil der Stadt, der schmale Arm des Finnischen Meerbusens und jenseits desselben das alte Schloß mit seinem hohen achteckigen Thurm präsentirte.

Der Eroberer von Karelien, Dorkel Knutson, hatte im Jahre 1293, um sich in seiner Eroberung zu behaupten, das feste Schloß Wiborg an der Stelle des von ihm zerstörten Fiestens Suome-Kinna, der alten Hauptstadt von Karelien, erbaut. Die friedlichen Finnen, welche niemals solche Festungen gesehen hatten, schrieben den schnellen Bau des Schlosses einer übermenschlichen Kraft zu, und so verbreitete sich auch im Volke die Sage, daß ein mächtiger Berg-Riese dem Baumeister bei dem Bau geholfen und denselben alsdann in sein unterirdisches Reich geschleppt habe. Diese Sage ist hier noch in so gutem Andenken, daß die Wiborg'schen Birtrave, um dem Runden mit der finnierten Macht zu entgegen, bis auf die heutige Zeit so bauen, daß böse Geister ihnen nicht zu heissen brauchen. Man muß jedoch bezweifeln, daß dieses Schloß in jener Zeit gebaut worden sey, wo die Teufel noch Architekten waren, da es noch ziemlich gut erhalten ist, trotz dem, daß es so manche Belagerung von den Danen und Russen ausgehalten hat. Wenn das Gebäude wirklich noch dasselbe ist, so ist es auch nicht ein einziges Mal renovirt worden, wenigstens weiß Niemand in ganz Wiborg etwas Genaueres darüber, und wenn sich auch im Schlosse noch irgend schriftliche Zeugnisse darüber vorgefunden haben, so konnten dieselben von dem Unglücke im vorigen Jahre nicht verschont bleiben. Am 7. April — am Ostern-Donnerstage nämlich, als der Meerbusen noch mit Eis bedeckt war, entstand plötzlich ein heftiger Sturm, wobei der Blitz in das alte Gebäude des inneren Thumes des Schlosses einschlug, so daß derselbe in einem Augenblick in Flammen stand. Die Garnison des Schlosses war bei aller ihrer Unerprobtheit nicht im Stande, etwas dagegen zu thun; der ganze Thurm war nur ein Feuer-schlund. Endlich stürzte Alles zusammen, und die Feuersbrunst verbrachte erst aus Mangel an brennbaren Stoffen von selbst. Dies ist das letzte historische Faktum des Schlosses Wiborg, welches, wenn auch nicht sehr wichtig, doch durch das ungewöhnliche Ereigniß eines Gewitters in seiner Jahreszeit immer merkwürdig genug ist.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Königin Hortensia bei Napoleon's Landung von Elba.

(Schluß.)

Die Königin konnte das Lachen nicht zurückhalten. — „Es geht doch in dieser Welt sonderbar zu!“ sagte sie. „Und was ist aus Wutratin, dem Russischen Geschäftsträger, geworden?“ — „Ich habe ihn gestern gesehen, er hat mir erzählt, daß der König dem diplomatischen Corps das Wort gegeben, Paris nicht zu verlassen.“ — „Wird er dies Versprechen halten können?“ sagte die Königin. „Ich zweifle sehr.“

— „Das Volk“, antwortete ich, „rottet sich in den Vorstädten zusammen, und um diese Aufregung zu erklären, sagt man, daß Ew. Majestät Geld unter diese Leute habe vertheilt lassen. Man scheint Excesse gegen die Bourbons zu fürchten.“ — „Ach das wäre traurig! die Sache des Kaisers müßte steckenfrei bleiben! Gehe zu Madame Charles und sage ihr, wenn der Herzog oder die Herzogin von Orleans für ihre Kinder besorgt seyn sollten — denn es sind immer die Kinder, die in solcher sorgenvollen Zeit Unruhe machen — so sollten sie sie nur zu mir schicken. Ich würde für sie einstehen, denn ich habe vom Volke nichts zu fürchten, wenn es sich empören sollte. Die Art und Weise, wie der Herzog von Orleans meinen Bruder aufgenommen hat, werde ich niemals vergessen. Es ist Pflicht, ihm nützlich zu seyn.“

Nachdem ich die Königin verlassen, ging ich zu Mad. Charles, die in der rue de la paix wohnte, um meine Bestellung auszurichten. Als ich durch die Straße Cerutti zurückging, bemerkte ich eine Frau, die einen Brief an die Königin dem Portier sehr dringend anempfahl, indem diese, wie sie sagte, ihn auf der Stelle lesen müsse. In dem Augenblicke kam auch Dem. Ribou, welche die Königin sehen wollte, da sie ihr etwas Wichtiges mitzubringen habe. Ich versprach, sie des Abends hinzuführen, und dachte auch, zugleich den geheimnißvollen und anonymen Brief mitzunehmen.

Als die Königin den Brief erbrochen, las sie mit Schrecken, daß die Chouans die Jäger-Uniform der Kaiserlichen Garde angelegt hätten, und daß sie auf diese Weise sich dem Kaiser nähern und ihn umbringen wollten. „Ist es möglich“, sagte sie; „was soll man thun? Wird der Kaiser diesem neuen Schlag ausweichen können?“

Dem. Ribou, die der Königin vom Herzog von D'Aranto einen Brief überbrachte, bestätigte die Nachricht. — „Der Herzog von D'Aranto“, sagte sie, „benachrichtigt den Kaiser von der Gefahr, die ihn in der Nähe von Paris bedroht. Ew. Majestät müssen diesen Brief ihm rasch zukommen lassen, weil er, ohne darauf vorbereitet zu seyn, unfehlbar verloren ist.“ — „Aber durch welches Mittel?“ sagte tröstlos die Königin.

„Ich sehe wohl ein, daß es die größte Eile hat, ich weiß aber Niemanden aufzutreiben, der die Beforgung dieses Briefes übernimmt. Die Papiere, bei der man einen Brief an den Kaiser findet, ist verloren. Alle meine Bekannte sind versteckt, wie sollte ich es dieselben wissen lassen? Es ist zum Verzweifeln!“ — „Wie, gnädige Frau, Sie hätten nicht einen sicheren, Ihnen ergebenen Menschen?“ — „Ach“, sagte die Königin, „auf wen soll man in solchem Augenblicke rechnen? Wer würde sein Leben daran wagen? Mein Kammerdiener, der Sohn meiner Amme, ist mein treuester Diener. Wenn er den Brief zu besorgen übernehmen will, so soll er eines meiner Pferde nehmen und augenblicklich abgehen. Geschwind; es ist nicht viel Zeit zu verlieren.“

Ich hatte viel Mühe, den Vincent aufzufinden. Er übernahm mit Freuden diesen Auftrag und reiste gegen Morgen, von gutem Willen und Eifer getrieben, ab. Aber Alles hatte sich in der Nacht geändert. Als ich den 20. März aufstand, besuchte mich Wutratin, der mir mittheilte, daß auf die Nachricht von dem Uebergange des Marschall Ney der König diese Nacht, ohne Befehle oder Pässe für die Gesandten zurückzulassen, abgereist sey, und daß das ganze diplomatische Corps, eben so gut wie er selber, sich in der größten Ungewißheit befände. Einen Augenblick nachher besuchte der General Sebastiani den Herrn Lavalette. Sie waren sehr befreundet, und auch Sebastiani wollte Herrn Lavalette überreden, mit ihm die Postverwaltung wieder zu übernehmen. „Nein, gewiß nicht“, sagte dieser; „ich werde nichts der Art thun. Wenn der Kaiser zurückkommt, kann er mir den Posten übertragen, aber seine Befehle muß ich erst erwarten.“ — „Das ist eine Thorheit“, sagte Sebastiani; „Paris ist sich selbst überlassen. Die Bourbons sind in aller Eile abgereist. Wenn es Niemand übernehmen will, die Ordnung aufrecht zu erhalten, so laufen wir Gefahr, Alle zu lündern zu werden, und wir werden für das Unglück, das daraus entstehen kann, verantwortlich seyn.“

Herr von Lavalette ließ sich überreden. Aber er wollte, ehe er handelte, wissen, was Cambacérés von diesem Schritte denken würde. Da Cambacérés während des Kaisers Abwesenheit oft die Regierung übernommen hatte, so konnte er in diesem Augenblicke als sein Stellvertreter betrachtet werden. Er begab sich also zu dem Großregimentwahrer, den er in der größten Gemüthsruhe antraf. — „Machen Sie, was Sie wollen“, sagte er zu Herrn v. Lavalette, „ich gebe keine Befehle. Zu wohl erinnere ich mich der Vorwürfe, die mir der Kaiser bei seiner Rückkehr aus Rußland wegen der Mallet'schen Affaire gemacht. Es war notwendig, Schuldige der Art schnell zu verurtheilen und richten zu lassen; ich glaube, Dant verdient zu haben. Statt dessen sagte mir der Kaiser mit strengem Ton: „Cambacérés, Sie haben sich unterfangen, Franzosen hinrichten zu lassen, ohne mich davon zu benachrichtigen! Wenn ich von meinem Vorrechte, ihnen Gnade angedeihen zu lassen, Gebrauch hätte machen wollen?! Wie! Noch lebe ich!“ Seit der Zeit habe ich nichts mehr übernommen, und ich werde mich nur in diese Sache mischen, wenn ich bestimmte Befehle des Kaisers erhalten habe.“

Alle Angestellten der Post, von Herrn Ferrand, ihrem bisherigen Chef, verlassen, empfingen Herrn Lavalette als ihren Vorgesetzten. Madame Ferrand, die für ihren Mann zitterte, ließ nicht mit Bitten nach, bis Lavalette einen Befehl für die Post, ihre Pferde auszumistern, unterschrieben hatte. Auf diese Unterschrift wurde er später zum Tode verurtheilt.

Ein gewisser Bro. früher Kammerdiener der jungen Prinzen, kam an diesem Tage zur Königin. Er war der Onkel einer hübschen Tänzerin, Namens Virginie, die der Herzog von Berry begünstigte. Sie hatte ihrem Onkel erzählt, daß der Prinz den Abend vorher von ihr Abschied genommen habe. Er war sehr gerührt, als er von ihr schied und sie der Sorge ihrer Familie empfahl. Seine letzten Worte waren: „Ach! beklagen Sie mich, daß ich Sie wahrscheinlich für immer verlassen muß, und vergessen Sie mich nicht.“

Als ich mich früh zur Königin begab, um ihr Alles zu erzählen, fand ich sie sehr bewegt am Fenster. „Aber was geht denn vor“, sagte sie, „bei meinen Nachbarn ist ja Alles wie umgedreht? Meine Gardes-du-corps sind zurück und umarmen ihre weinende Mutter; Mein Maler hat sein Lilien-Kreuz abgelegt, und ich werde in seinem Zimmer das Gemälde eines ehemaligen Kaiserlichen Ministers gewahr, von dem er seit einer Stunde schon den Staub abwischt. Ohne Zweifel ist eine wichtige Nachricht vom Kaiser da; er muß einen Sieg errufen haben, der Alles in Bewegung setzt.“ — „Es hat keine Schlacht stattgefunden, gnädige Frau, und doch hat der Kaiser die ganze Welt besiegt.“ Und darauf erzählte ich ihr Alles, was ich über die Abreise des Königs und der Königl. Familie erfahren hatte; sie hörte mir mit einem freudestrahelnden Gesichte zu, das aber bald durch finstere Schwermuth verdunkelt wurde. — „Wie“, sagte sie, „in der Nacht ist der gute König in aller Eil abgereist und hat den Gedanken mitgenommen, daß ich es bin, die alle Intriguen in Bewegung setzt, um ihn zu verdrängen? Dieser Verdacht ist mir schrecklich; er ist ungegründet, wie Du weißt. Und wenn ich auch keinen Augenblick an dem Erfolge der Pläne des Kaisers, da ich sein Genie und die Meinung des Volkes kenne, gezweifelt habe, so habe ich mich doch in nichts gemischt und habe ihm auf keine Weise helfen können. Es macht mich traurig, daß der König, der mich in Frankreich geduldet hat, mich einer solchen Niedrigkeit zeihen kann, die meinem Charakter doch so ganz fern ist! Ich werde dem unglücklichen Monarchen schreiben.“ — „Aber was können Sie ihm sagen, gnädige Frau? Es ist doch in Ihrer Lage äußerst schwierig.“ — „Schwierig oder nicht; ich werde sagen, was ich fühle! Es ist mir Bedürfnis, jeden Schein des Unrechts von mir abzuwälzen.“

Sie schrieb dem König einen Brief, in welchem sie bezeugte, daß sie, ohne an die Vortheile zu denken, die für ihre Kinder durch die jetzigen Begebenheiten entstehen könnten, durchaus nichts davon vorher gewußt habe. Ein Bedürfnis ihres Herzens veranlaßte sie, ihm ihre Dankbarkeit für seine wohlwollende Aufnahme, die sie nie vergessen habe, in einem Augenblicke, wo das Glück ihm entgegen wäre, zu bezeugen.

„Da“, sagte sie, nachdem sie den Brief gefaltet hatte, „da siehst ja den Herrn Lacours oft; wahrscheinlich wird er dem Könige folgen, da er von den Gardes-du-Corps ist. Bitte ihn, diesen Brief mitzunehmen.“

Ich hielt den Brief in der Hand, indem ich rasch den Schritt, den die Königin that, überdachte. Meinem Geiste stellten sich alle die Gefahren dar, die daraus für sie entspringen konnten. Wenn der König den Brief veröffentlichen hätte, würde der Kaiser es nicht geahndet haben, daß seine Schwägerin so viel Antheil für seine Feinde zeigte? Ich machte diese Vorstellung der Königin.

„Das ist mir gleich“, sagte sie. „Alle Welt hat mich überredet, zu einer Zeit in Frankreich zu bleiben, als ich von den Bourbons nichts annehmen sollte. Und darin liegt mein Unrecht. Wenn nun aber der Wunsch, im Vaterlande und in der Nähe meiner theuren Mutter zu leben, mich den Bourbons verpflichtet hat, so darf ich es in diesem Augenblicke nicht ignoriren wollen. Wenn mich der Kaiser tadelt, werde ich ihm sagen, daß er mich immer wie ein Kind behandelt und daß er es gewiß sehr übel gedeutet haben würde, wenn eine Frau sich in die Politik eingemischt hätte; ich seh daher nur meinen Gesühlen gefolgt. Er weiß sehr wohl, daß ich immer die Partei des Schwächeren ergreife.“

Ich blieb noch einige Zeit bei der Königin, um sie zu überreden, nicht so bald nach ihrem Palaste zurückzukehren. Sie war so ungeduldig, aus ihrem Gefängnis zu kommen und ihre Kinder zu sehen, daß ich schreckliche Mühe hatte, sie zu überzeugen, daß es in diesem Augenblicke noch mit zu viel Gefahren für sie verbunden wäre. Wie leicht hätte nicht das aufgeregte Volk sich an ihrem Hotel vergreifen können? Ich bat sie scheinlich zu warten, bis Herr Devaux sie abholen würde.

Indem wir sprachen und dabei zum Fenster hinausahen, bemerkten wir den gegenüber wohnenden Maler, der sich immer noch bemühte, das Bild des Kaiserlichen Ministers in großer Uniform zu restauriren. „Es ist wirklich Herr v. Montalivet“, sagte mir die Königin. „Ich glaube, ihn zu erkennen, und bald wird ihn der Maler, als Zeichen seiner Bonaparteischen Gesinnung, wie ein Schild ans Fenster stellen.“

Dieser Gedanke machte mich lachen; ich verließ die Königin, um ihre Aufträge auszuführen.

Ich übergab Herrn Lacours den Brief, den ich zu diesem Behufe erhalten hatte; er ging wirklich zwei Stunden darauf mit seiner Compagnie ab und versprach, den Brief zu besorgen.

Da wir uns den Wünschen und der Ungeduld der Königin nicht länger widersetzen wollten, so nahm Herr Devaux einen Wagen, um sie abzuholen, und da wir es für unpassend fanden, daß sie nach ihrem Hotel zurückkehre, ehe eine Regierung in Paris öffentlich anerkannt war, so begab sie sich fürs erste zu Madame Charles, rue de la paix, um die Statue des Kaisers Napoleon, die man in aller Eil wieder hergestellt, auf der Säule des Vendôme-Platzes aufrichten zu sehen. Eben so begierig, wie sie, dieser Feier beizuwohnen, begab ich mich zu Mad. Charles, die ich fragte, ob sie meine Bestellung an die Familie Orleans ausgerichtet habe. — „Nein“, sagte sie mir; „ich bin deshalb hingefahren, kam aber gerade in dem Augenblicke, als die Familie, voll Befürchtung, abzureisen im Begriff war. Als man mich erblickte, schloß man mir den Mund mit den Worten: „Die Herzogin von St. Len ist allein an unserem Unglück Schuld.“ — „Sie wird also immer verkannt bleiben“, sagte ich zu Mad. Charles; „es ist ein trauriges Geschick.“

Um die Ordnung in Paris aufrecht zu halten, die auch keinen Augenblick gestört wurde, übernahm Herr v. Montesquieu das Kommando. Kein Royalist war zu sehen.

Mehrere Generale Napoleons kamen noch vor dem Kaiser an, und ohne den geringsten Widerstand war eine der größten Staats-Umwälzungen ausgeführt. Da konnte man wohl behaupten: Wenn die ganze Welt eine Sache will, so muß sie wohl gelingen. Die große

Hauptstadt, sich selbst überlassen, hatte keinen Augenblick ihre Ruhe eingeblüht.

Die Königin kam zur Mittagszeit in ihrem Hotel an, und kaum war ihr Diner beendet, als ein Offizier der National-Garde ihr zu melden kam, daß alle Kaiserliche Minister in den Tuilerieen versammelt seien, daß Napoleon sehr bald dort ankommen werde, und daß sie eingeladen werde, dort zu erscheinen. Nachdem wir die Königin aufgetragen hatte, die Kinder zu ihr zurückzuführen, fuhr sie auch wirklich mit Mad. d'Arjuzon nach den Tuilerieen.

Während ich die Königin aus den Tuilerieen zurück erwartete, kam Herr v. Soulanges, Secrétaire des Prinzen Eugen, der mir sagte, daß er es für seine Schuldigkeit hielt, dem Letzteren durch einen Courier die Nachricht von der Rückkunft des Kaisers mitzutheilen, und daß er mich bitte, der Königin zu sagen, daß er nur auf einen Brief von ihr für ihren Bruder warte, um ihm augenblicklich die Depesche abzusenden.

Ich erwartete die Königin bis Mitternacht; erschöpft von Müdigkeit, kam sie endlich an. Dieser rasche Uebergang einer fast lästlichen Stille und Eingeschlossenheit zu einem Tage von solcher Aufregung und körperlichen Anstrengung hatte ihre Kräfte erschöpft. Sie küßte schnell ihre Kinder, die bereits schliefen und nicht davon erwachten. Ich erzählte, daß sie bei der Ankunft des Kaisers beinahe erdrückt worden wäre. Es war acht Uhr, als er ankam; die Königinnen Hortensia und Julie (Gemahlin Joseph Bonaparte's) kamen ihm entgegen, um ihn zu empfangen; es strömte aber eine solche Menschenmasse auf den Kaiser zu, daß man gar keine Notiz von ihnen nahm, und daß sie wirklich beinahe erstickt wären.

Der Wagen des Kaisers war in den Tuilerieen fast ganz allein angekommen. Eine schwache Begleitung seiner Adjutanten hatte ihm kaum folgen können. Bis zu seinem Zimmer trug man den Kaiser, und viele Mühe hatten die beiden Königinnen, die man jetzt wieder aufsuchte, sich durch die Menge zu drängen, um zu ihm zu gelangen. Er umarmte sie ziemlich kalt und erkundigte sich nach ihren Kindern. Nachdem die Königin Hortensia ihm gesagt, daß sie sie verdeckt gehalten habe, antwortete er: „Sie haben meine Kissen mitten unter meine Feinde in eine falsche Stellung gebracht.“ Das war Alles, was sie von ihm zu hören bekam; später fügte er hinzu: „Ich zähle auf Eugen und zweifle nicht, daß er wieder zu mir kommen wird; ich habe ihm von Lyon aus geschrieben.“ Madame Laflamand kam, um die Freiheit ihres Gemahls zu erstreben. Der Kaiser konnte sein Vergeben durch die Zeitungen nur sehr oberflächlich. Nachher schloß er sich ein, abwechselnd mit den Ministern und dem Herzog von D'Ornano zu arbeiten, und da er die Königinnen nicht verabschiedet hatte, so erwarteten sie ihn noch immer, obgleich sie todt vor Müdigkeit waren. Endlich entschlossen sie sich, nach ihren Hotels zurückzukehren.

Die Königin war so erschöpft, daß sie, als ich des Couriers des Herrn Soulanges an ihren Bruder erwähnte, mir erwiderte: „Ach, ich habe keinen Muth, zu schreiben; meine Kräfte sind hin.“ — „Aber, gnädige Frau, ein einziges kleines Wörtchen — Ihr Bruder würde erstaunt sein, keine Nachrichten von Ihnen zu haben; es würde ihn beunruhigen.“ — „Ihre Schwägerin, die Herzogin Stephanie von Baden? Sollten Sie, da der Courier über Karlsruhe und München geht, die große Neuigkeit ihnen nicht selbst mittheilen? Die Letzten zu sein, die von einem Ereigniß, das sie so nahe berühren muß, Kunde erhalten, muß sie doch sehr betrüben.“

„Ach“, sagte die Königin, „schreibe ihnen, wenn Du willst, ich habe kaum Kräfte, an meinen Bruder ein paar Zeilen zu richten.“ So ermüdet, wie sie war, schrieb sie noch folgende Worte, die sie mir nachher oft wiederholte, und welche die Veranlassung zu vielen Intriguen gegen sie wurden. Wie oft suchte sie in ihrem Gedächtnisse sich des kleinsten Ausdrucks zu erinnern, um herauszubringen, was die Politik an deren Stelle setzte.

„Mein lieber Eugen! Eine Begeisterung, von der Du Dir keinen Begriff machen kannst, hat den Kaiser nach Frankreich zurückgeführt. Ich habe ihn eben gesehen, er hat mich sehr kalt empfangen. Wahrscheinlich ist ihm mein Aufenthalt in Frankreich nicht recht gewesen. Er sagt mir, daß er auf Dich zähle und Dir von Lyon geschrieben habe. Mein Gott! Ich sehe voraus, daß wir seinen Krieg bekommen! Hoffentlich wird Rußland seine Feindseligkeiten gegen uns beginnen; der Kaiser Alexander hielt ja den Krieg für etwas so Belagenerwerthes! Es würde zu schrecklich sein! Benutze den Einfluß, den Du auf den Kaiser hast, ihn zum Frieden zu bewegen. Die Menschlichkeit gebietet es. Hoffentlich sehe ich Dich bald. Während 12 Tagen habe ich mich verbergen müssen, weil man tausend Geschichten von mir verbreitete. Adieu, ich bin todt vor Müdigkeit.“

Das ist der Brief, wie ich ihn gelesen, und wie die Königin ihn so oft sich ins Gedächtniß zurückgerufen hat. Wenn die Ausdrücke auch vielleicht ein wenig abwichen, der Inhalt war derselbe. Diesen Brief hielt man für einen Beweis, daß die Königin Theil an den Staatsgeschäften in Frankreich nehme, und er wäre beinahe von den traurigsten Folgen für sie gewesen.

Portugal.

Die Theater in Lissabon.

Es kann jetzt so wenig als früher von einer Portugiesischen Literatur die Rede sein; die Kunst und die Poesie der Portugiesen sind auf den einzigen Namen Camoens beschränkt, der an Dichter-Ruhm mit Tasso, Ariost und Milton gleichen Schritt hält. Die Lustade ist das gekrönte Palladium Portugals. Auch ist Portugal stolz auf seinen einzigen großen Dichter und brüsst sich mit heiligen Schauer vor dem nationalen Heiligtum. Es scheint, als wollten die Verehrung und die Bewunderung der Jahrhunderte den toten Camoens für die Leiden des weiland lebenden verzeihen. Ein ruhiger Besitzer seiner Krone, hat er

zu Verdien in der Königswürde die größten Genien aller Zeiten und Länder, und kein Landmann hat es bis jetzt versucht, ihn zu entthronen.

Die dramatische Kunst ist bei solcher Armuth an Schriftstellern natürlich sehr in Rückstand gekommen. Das Theater muß vor Allem der Gegenwart sich anbequemen; aber die Wissenschaft des Zeitgemäßen fehlt den Portugiesen ganz. Das jetzige Portugiesische Theater in Lissabon, das einzige, auf dessen Bühne man die Nationalsprache redet, ist der gewöhnliche Sammelplatz der niederen Klassen oder wenigstens einer sehr gemischten Gesellschaft; man spielt hier schlechte Stücke vor einem Publikum, das nicht fähig ist, sie zu beurtheilen; mit guten Stücken würde man dabei auch nur eben so weit kommen. Der Director selbst hält von den einheimischen Werken nur wenig: ist gute Einnahme sein Haupt-Augenmerk, so läßt er ihnen gewöhnlich die Portugiesische Uebersetzung eines Pariser Drama's oder Vaudeville's den Rang ablaufen. Noch vor kurzem hat er seinen Theater-Kunden Victor Hugo's Angelo Malipieri und die amüsante Farce Prosper und Vincent dargeboten.

Uebrigens ist die Ausschneiderei Französischer und Deutscher Provinzial-Bühnen sehr bescheiden in Vergleich mit der des Lissaboner Theaters; denn nicht selten liest man auf den Aufschlage-Zetteln Ankündigungen wie die folgende: „Heute, den 10ten u. s. w. Erste Vorstellung des Angelo, eines großen Drama's des berühmten Victor Hugo, das bereits in allen Hauptstädten Europa's mit ausgezeichnetem Beifall aufgenommen worden u. s. w. (Es folgt nun die Analyse des Stückes.) Ferner, am selben Abende, erste Vorstellung des Prosper und Vincent, eines allerliebsten Stückes, dessen Intrigue um die Aehnlichkeit zweier Zwillingebrüder sich dreht. Nichts ist drolliger und kurzweiliger, als zu sehen u. s. w. u. s. w. (Es folgt die Analyse des Vaudeville's). Man bemerkt übrigens, daß das Portugiesische Theater seit einiger Zeit sich verbessert. Die Einführung einer Französischen Bühne in Lissabon hat zu dieser Verbesserung mitgewirkt.

Wer die schlecht unterhaltene Außenseite und den unedlen Eingang des Französischen Theaters sieht, der würde sich's nicht träumen lassen, daß hier die beste Gesellschaft von Lissabon zusammenkommt. Der Saal des Hauses ist klein, finster, eng, und die Korridore, in denen man recht nach Herzenslust Taback raucht, verleiden einen gar nicht sehr aristokratischen Geruch. Dennoch drängt sich hier das Publikum, und die reichsten und angesehensten Familien haben fast jede eine Loge zu dem jährlichen Abonnements-Preise von 1700 bis 1800 Franken. Die Königin Donna Maria hat das Theater ganz besonders in Affection genommen und befriedigt diese Leidenschaft ohne allen Rückhalt. Sie läßt keine Vorstellung unbefucht und scheint besonders an dem echt parthischen naturgetreuen Spiel der Mademoiselle Charton großen Gefallen zu finden. Auch das Vaudeville macht Zorer Majestät viel Vergnügen. Der vorzügliche Komiker Charlet reizt sie eben so oft zu einem herzlichen Lachen, als die schlichteste Bürgerfrau.

Das Portugiesische Publikum ist im Allgemeinen kalt und gemessen. Es applaudirt und zischt nur selten, und das fatale Klatschen des Beifalls, eine wahre Abgeschmacktheit, ist in Portugal fast ganz unbekannt. Dessenungeachtet kann man hier, so gut wie anderwärts, Glück machen oder durchfallen; die Mittel zu diesem Zwecke sind von anderer Art. Wenn das Publikum schweigt, so hat der Dichter verpielt, wenn es lacht oder weint, so hat er gewonnen. Vielleicht wird man diese humane Methode, sein Urtheil über ein Stück zu äußern, in die Parterre's der Französischen Theater nie verpflanzen können; wer aber auch in Paris das Geschrei, die Windungen und Krümmungen jenes Hausens von Befessenen sieht, der das Parterre heißt: dem kann es Niemand verargen, wenn er sich fragt, wie es wohl zugebe, daß die im Rufe so großer Galanterie stehenden Franzosen von der außerordentlichen Unschicklichkeit eines solchen Betragens in Gegenwart der schönen und eleganten Welt keine Abnung haben?

Im Italiänischen Theater (San Carlos) finden wir dasselbe Publikum wie im Französischen. Dieser Saal, der eine edle Form hat, ist vor einigen Monaten neu decorirt worden. Obgleich nun der Eifer des Directors geblühendes Lob verdient, so muß man es doch bedauern, daß bei der beabsichtigten Verschönerung, mit welcher der Französisch Decorateur, Herr Maurice, beauftragt gewesen, eine verkehrte Idee obgewaltet hat. Man wollte die Sache in großem Maßstabe ausführen, und ließ darum Herrn Cartulat Simon, Associé des Herrn Maurice, von Paris kommen. Der künstlerische Geschmack dieses Herrn berechtigte zu glänzenden Erwartungen; allein er mußte den ganzen Saal mit einer Art von dunkelblauem goldbelegtem Papier überziehen; und so ist dieser Raum einer der düstersten und traurigsten geworden, die man sich denken kann.

Bellini's Norma ist in Lissabon immer sehr gern gesehen. Signora Mattei, die Prima Donna, welche in Portugal einen Ruf begründet hat, der in Italien glänzend begann, spielt die Titel-Rolle dieser Oper. Doch diese Künstlerin sänkt allmählig an, sich zu erschöpfen und einer furchtbaren Rivalin, der Signora Briganti, immer mehr Terrain einzuräumen. Die Briganti wagt sich mit ihrer metallreichen und leidenschaftlichen Stimme an die stärksten und dramatischsten Partien. Hätte diese hochbegabte Sängerin nur keinen so erschrecklich großen Mund! Signora Briganti hat es wirklich nur diesem Umstande zuschreiben, daß mancher jagbaste Zuschauer vor ihr flieht und bei der Mattei von seinem Schrecken sich zu erholen sucht. Doch — wir wollen unsere Nachforschungen hinter den Coulissen des Italiänischen Theaters nicht weiter treiben! Auch würden wir kaum noch Subjekte finden, die einer Nennung würdig wären, den Signor Maggiarotti

etwa ausgenommen, der, so gut es gehen will, die Rollen Lablache's singt, während seine Frau, die plumpe und enorme Signora Maggiarotti, in Balletten tanzt und auf die Rolle der Sylvide nicht verzichten will, obgleich sie, in Ausübung ihres Emboupoint mit der Miß Dscheck, kolossalen Andenkens, sehr wohl eine Vergleichung aushält. *) Die Ballette sind fast alle von Herrn Bestrie, dem Sohne, der aber an choreographischem Talente Herrn Tagliomi sehr nachsteht. Das Ballet ist übrigens in Lissabon sehr gern gesehen; denn Mademoiselle Noblet, eine Französin, deren bloßer Name die Bürgerschaft des Gelingens in sich trägt, führt hier Terpsichorens Herrscherstab in ihren schönen Händen.

Kehren wir zur Italiänischen Oper zurück. Portugal, das Land der Entdeckungen, des Handels und der Seefahrt, dem Vasco de Gama noch mehr gilt, als selbst Camoens, ist an Musik eben so arm, wie an Literatur. Es erborgt seine musikalischen Genüsse den Italiänern, wie seine dramatischen den Franzosen. Bellini ist der auserkorene Liebling der Lissaboner: eine Aufführung seiner Norma setzt die ganze Stadt in rauschendes Entzücken, und ohne Zweifel würde die Beatrice desselben Komponisten hier mehr Furore machen, als sämtliche Cavatinen und Kabaletten des akreditirtesten Maestro's. Rossini selbst, dieser Meister der Meister, hat in Portugal keinen echten Beurtheiler und würdigen Dolmetscher seiner ganz poetischen und harmonischen Organisation, oder besser gesagt, er ist nicht in der Mode. Figaro, der lebensfrohe Barbier, vermag die Runzeln des Publikums kaum ein wenig zu verschmeuchen, und Semiramis, die furchtbare Königin von Babylon, deren Krone Paris, das neue Babel, auf den Scheitel einer Sontag und Grisi drückte, erregt in Lissabon kein Theilnahme, geschweige denn Enthusiasmus.

Da wir gerade von Lissabon's Theatern reden, so wäre es ungerecht, eines socialen Schauspiels nicht zu gedenken, dessen Lokette Feierlichkeiten von Zeit zu Zeit in die Genüsse der Portugiesischen Aristokratie einige Abwechslung bringen. Das Hotel des Grafen Farrobo, Barons von Quintella, ist ein würdiger Pendant des Opernhauses. Wirklich gebührt dem Grafen Farrobo die größte Anerkennung. Die aus den öffentlichen Tempeln verbannte Kunst muß an jeden rettenden Felsen sich anklammern. Wohl ihr, wenn der Mann, der ihr ein Asyl gewährt, nicht bloß von hohem Adel ist, sondern auch Talent und wahren Geschmac besitzt. Der Graf Farrobo besitzt alles dieses; man kann sein Haus ein vollständiges Orchester nennen, wo Alles mit Raak, Takt und Harmonie ausgeführt wird. Der edle Graf hat ein vollständiges Vokal- und Instrumental-Konzert bei sich organisiert. Er würde keinen Bedienten in seinen Dienst nehmen, der nicht zuvor bewiesen hätte, daß die Natur ihm wenigstens ein gutes musikalisches Ohr verlieh. Die Konzerte, die man zur großen Befriedigung der fashionablen Welt hier giebt, sind dem Grafen ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit, auf den er die eifrigste Sorgfalt wendet. Das Italiänische Theater, welches für sich allein dreißig Millionen Reis an Weisteur erhält (während man dem Französischen und Portugiesischen Theater keinen Cruzado bewilligt), zeigt in der Bildung seines Repertoires weniger edlen Kunstseifer, als das Hotel Farrobo. (La Presse.)

Mannigfaltiges.

— Englische Kupferstecher. Von allen Künstlern Großbritanniens sind es fast nur die Kupferstecher, die jetzt auch außerhalb Englands einen verdienten Ruf genießen, und doch sind gerade diese Künstler von der Königl. Akad. wie in London ausgeschlossen. In neuerer Zeit ist zwar in den Statuten dieser Akademie insofern eine Aenderung bewirkt worden, als sechs Kupferstecher in dieselbe aufgenommen werden können, jedoch nicht als ordentliche Mitglieder, sondern nur als Beisitzer (Associates). Diese halbe Ehre, die eben so gut eine halbe Schande genannt werden kann, wollen sich indessen die Meister von Ruf nicht gefallen lassen, und daher kommt es, daß es gewöhnlich nur Kunstbändler oder untergeordnete Arbeiter sind, die unter der Firma von Kupferstechern den Titel Beisitzer der Königl. Akademie (abgekürzt: A. R. A.) führen. Der bereits mehrmals von uns erwähnte, zur Förderung von Kunstzwecken ernannte Parlaments-Ausschuß hat über diesen Umstand auch einige berühmte Kupferstecher vernommen. Herr Pye sagte unter Anderem: „Unmöglich läßt sich annehmen, daß die Akademie mit jener Ausschließung die Unwichtigkeit unserer Kunst selbst oder das geringe Verdienst derer, die sie damals ausübten, habe andeuten wollen. Denn gerade zu jener Zeit lebten und blühten Sir Robert Strange, Woollett, Wivares und Charpe, lauter Kupferstecher, deren Werke noch jetzt in ganz Europa gesucht und bewundert werden. Dagegen ersehen wir aus den Verzeichnissen der Akademie-Ausstellungen, daß Emaille- und Blumen-Maler, ja sogar Uhrgehäusemacher und Eiseteurs Mitglieder der Königl. Akademie gewesen sind.“ — Herr Burnett fügte hinzu: „Aur die festgesetzte Zahl der Beisitzer vollständig zu erhalten, hat man zu den Kupferstechern untergeordneten Ranges seine Zuflucht nehmen müssen. Zu den schwierigsten Zweigen unserer Kunst und den am höchsten geschätzten gehört der historische Kupferstich in Linienmanier; mir ist aber nicht bekannt, daß ein Künstler in diesem Fache jemals ein Beisitzer der Akademie geworden sey.“ — In der That haben auch die berühmtesten der jetzt lebenden Englischen Kupferstecher, namentlich J. Pye, Doo, Burnet, Fox, Goodall, Findeu, Robynson, Watt, Rainbach und Andere, niemals zur Akademie gehört.

*) Miß Dscheck hieß bekanntlich der Elefant, der sich in London und Paris als Schauspieler auf den Theatern producierte.